Eine unangenehme Ueberraschung.

Erzählung von G. Bieneck.

Jedermann, der sich in der Lage befindet, sich jenseits des Ozeans ein neues Heim begründen zu müssen, pflegt dies aus ganz besonderen Gründen zu thun. Der meinige war ein ganz außergewöhnlicher gewesen. Und da dies die letzte Nacht sein wird, die ich auf meinem heimathlichen Boden verbringe, und wir uns vielleicht nie mehr begegnen werden, so gestatten Sie mir wohl, Ihnen zu erzählen, was mich veranlaßt hatte, vor einigen Jahren nach Neu-Holland, wie man den kleinsten unserer Kontinente zu nennen beliebt, auszuwandern."

Der Sprecher, ein Herr Johannes M., mit welchem ich mehrere Tage lang in ein und demselben Hotel logirt und den ich als einen liebenswürdigen und gebildeten Menschen kennen gelernt hatte, fuhr fort:

„Vor vielen Jahren, als ich hauptsächlich infolge der so ungünstigen kommerziellen Konjunkturen mich eines Tages gezwungen sah, mein Ladengeschäft durch gerichtliche Liquidation zu schließen, nahm ich auf der Güterexpedition der Eisenbahn eine diätarische Beschäftigung an. Der einseitige trockene Bureaudienst war meinem an Selbstständigkeit gewöhnten Wesen auf die Dauer unerträglich und als durch das Hinscheiden einer alten Erbtante mir wieder etwas Vermögen zugefallen war, beschloß ich, der englischen Sprache ziemlich mächtig, nach London zu gehen und mir dort eine meinen Fähigkeiten entsprechende Existenz zu suchen. Es glückte mir denn auch, in einem großen Handelshause als Korrespondent unterzukommen. Mein Salair war Anfangs noch gering bemessen, doch bald hatte ich mir das Vertrauen meiner Vorgesetzten erworben, ich avancirte von Jahr zu Jahr, und als ich mich eines Tages wieder auf einem grünen Zweige befand, dachte ich daran, mich nach einer Lebensgefährtin umzusehen.

Nicht lange dauerte es, so hatte ich das Weib meiner Liebe gefunden. Dasselbe war ein junges, kaum zwanzigjähriges Mädchen, welches Grace Smith hieß und dessen nähere Bekanntschaft ich auf einem Tanzkränzchen machte. Die semmelhaarige, blauäugige, zartgebaute Grace war ganz mein Fall. Rasch hatte ich Gegenliebe gefunden und einige eifrige Nebenbuhler dabei siegreich aus dem Felde geschlagen. Ich bat Grace, welche mit ihrem Vater in einer der besten Straßen der Metropole eine gut ausgestattete Wohnung theilte, mich Letzterem vorzustellen, und die Gelegenheit sollte nicht lange auf sich warten lassen.

Mr. Smith war ein Mann in der Mitte der Fünfziger, und sein schwarzes Haupthaar war bereits stark melirt. Er war von hoher, hagerer Figur, und in seinem ganzen Wesen lag eine gewisse Aengstlichkeit, welche, ich muß es gestehen, mich keineswegs sympathisch berührte. Seine Stimme klang weich, und alles, was er sprach, betonte er besonders. Er begrüßte mich sehr wohlwollend, und während wir uns die Hand gaben, musterte er mich mit seinen kleinen Luchsaugen vom Wirbel bis zur Sohle. Grace mußte eine Flasche Ale auftragen, Mr. Smith rauchte eine Meerschaumpfeife und fragte mich, ob ich ebenfalls ein Verehrer des Tabaks sei. Nachdem ich dies verneint und Grace uns allein gelassen hatte, ward ich nach dem Zweck meines Besuches gefragt. Als Mr. Smith hiervon Kenntniß genommen, fragte er mich, ob ich keine Schulden habe. Auch dies konnte ich mit gutem Gewissen verneinen. Mr. Smith versicherte mir alsdann, daß er gegen die beabsichtigte Verbindung nicht das Mindeste einzuwenden habe und ich möge die Vorbereitungen dazu unverzüglich in Scene setzen. Er fügte noch hinzu, daß ihn seine Geschäfte den ganzen Tag, ja manchmal ein oder zwei Wochen vom Hause fernhielten, er sei ein armer Mann, welcher sich gar kümmerlich durch's Leben schlagen müsse, doch sei es ihm gelungen, etwas zu ersparen, so daß er im Stande sei, seiner Tochter eine Mitgift von einigen hundert Pfund Sterling geben zu können. Hocherfreut und innig beglückt verließ ich nach einem Stündchen meinen Schwiegervater "in spe" wieder und hatte Grund genug, nur das Beste von ihm zu denken. Ob dies auch in umgekehrter Weise der Fall gewesen, hieran zweifle ich nicht im Mindesten.

Als ich einige Tage später mit meiner kleinen, süßen Braut auf einer Abendpromenade begriffen war, fragte ich: „Sage mir doch, meine Liebe, welchen Beruf hat denn eigentlich Dein Vater?"

„Er reist für eine große Firma der City, gab mir Grace zur Antwort, „doch weiß ich nicht genau, in welcher Branche. Oftmals ist er zwei bis drei Wochen zu Hause, dann ebenso lange wieder abwesend. Ist letzteres der Fall, dann sitze ich mit meiner Wirthin zusammen und plaudere mit ihr."

Ich dachte mir bei dieser Aussage nichts weiter und vermochte auch von dritter Seite über Mr. Smith nichts zu erfahren.

Drei Wochen später fand unsere Hochzeit statt. Mr. Smith hielt Wort und deponirte für seine Tochter zweihundert Pfund bei einer Bank, wie mich das betreffende Checkbuch überzeugen konnte. Grace berührte es unangenehm, daß ihr Vater geschäftlich verhindert war, den Ceremonien beizuwohnen.

Nachdem wir von einer kleinen Reise zurückgekehrt waren, bezogen wir unser neues Heim, das in nächster Nähe meines Geschäftes gelegen war. Grace war oft ungehalten darüber, daß wir so wenig von ihrem Vater zu sehen bekamen. Hier und da kam er auf einen Sonnabend Abend auf eine Stunde zu uns, und dann hatten wir ihn wieder für eine längere Zeit gesehen. Auch mir kam es auf die Dauer sonderbar vor, daß mein Schwiegervater sich so unsichtbar zu machen wußte, und allmählich mußte ich auf den Gedanken verfallen, daß etwas dahinter stecken müsse. Was aber konnte dies sein? Auch Grace konnte es sich nicht wohl erklären.

Als wir ungefähr ein Jahr lang verheirathet waren, empfing Grace eines Morgens ein dringendes Telegramm von ihrem Vater. Ich war in meinem Bureau, und eine halbe Stunde später war Grace zu ihrem Vater geeilt, welcher, sie in größter Ungeduld erwartete.

„Ich wollte Dir nur sagen, mein liebes Kind," sagte Mr. Smith zu seiner Tochter, indem er sie mit zärtlichen Blicken betrachtete, „daß ich eine lange Reise antreten muß und nicht sobald zurückkommen werde wie sonst. Ich gehe nämlich nach Amerika und werde wohl vor Jahresfrist kaum wieder zurück sein können."

„Nach Amerika? Oh, Vater!" Das war alles was Grace zu erwidern vermochte.

Mr. Smith sagte dann noch zu seinem Kinde, daß er vor seiner Abreise uns eine Anzahl theurer Andenken zu verehren gedenke. Er ging in sein Schlafzimmer und kehrte mit einem kleinen eisernen Kistchen zurück, das Grace niemals vorher gesehen hatte. Er entnahm dem Kistchen zwei schwersilberne Armleuchter, auf welcher der Buchstabe „S" eingravirt war.

„Diese Leuchter", so erklärte Mr. Smith, „stammen noch aus besseren Tagen unserer Familie und haben einst meinem guten Großvater gehört. Von heute an sollen sie Dein Eigenthum sein, Grace."

Die anderen Gegenstände bestanden aus gutem Silbergeschirr, und Grace war nicht wenig überrascht, auf so reiche Weise plötzlich beschenkt zu werden.

„Die Leute können ja denken, Du habest die Sachen gekauft, um Deinen Hausrath zu ergänzen, sagte Mr. Smith, indem ein eigenthümliches Lächeln seine welken Mundwinkel umspielte.

Dann küßte er seine Tochter mehrmals auf Wangen und Mund, sagte ihr, daß er ihr sofort schreiben und seine Adresse senden würde, sowie er drüben angekommen sei und entließ sie nach einem sehr langen und rührenden Abschiede. Grace, welche ihren Vater sehr liebte, weinte sich die Augen aus, daß sie ihn so lange vermissen solle. Mit den vielen hübschen Geschenken schmückten wir unser kleines, bescheidenes Heim und freuten uns über ihren Besitz.

Achtundvierzig Stunden später, als Grace allein zu Hause saß, ihren Schmerz bereits überwunden hatte und ein Lied zu ihrer Handarbeit sang, ward sie durch heftiges Klopfen an der Hausthüre aufgeschreckt.

Als sie die Thür öffnete, standen ihr zwei Männer gegenüber, welche sie in schroffster Weise grüßten. Die erste Frage der Beiden war nach mir, und als es hieß, daß ich mich in meinem Geschäfte befinde, erklärten sie, daß sie den Auftrag hätten, eine Haussuchung bei uns vorzunehmen. Als sie sich dann in unserem Wohnzimmer befanden, wurde ihre Aufmerksamkeit sofort auf die neuen Silbersachen gelenkt.

„Dürfen wir Sie fragen, Miffis M., auf welche Weise Sie in den Besitz dieser Gegenstände gelangt sind?"

„Mein Vater hat mir sie am letzten Dienstag Morgen zum Geschenk gemacht, ehe er nach Amerika abgefahren ist!"

„Und wie nennt sich Ihr Herr Vater?"

„Jared Smith."

„Er wohnte Wilton Terrace Nummer 10, Barnsburg?"

„Ja, mein Herr!"

„Es ist unsere Pflicht und Schuldigkeit," sagte jetzt der eine der Männer, „Sie davon in Kenntniß zu setzen, daß Mr. Smith, alias James Simpson und Träger von einem halben Dutzend anderer Namen, gestern in Liverpool verhaftet worden ist an Bord eines nach New York segelnden Dampfers."

„Verhaftet und weshalb?" schrie Grace auf.

„O, wir haben mindestens sechs Schuldposten auf sein Conto zu schreiben. Während der letzten Jahre war er Mitglied einer der raffinirtesten Diebesbanden des Landes. Wir haben schon lange nach ihm gefahndet, und nun haben wir ihn endlich erwischt."

Noch ehe der Agent ausgesprochen hatte, war meine arme Frau ohnmächtig auf einen Stuhl gesunken.

Eine Stunde später erschien ein Fremder in meinem Geschäfte und wünschte mich zu sprechen. Draußen wartete in einem Cab ein anderer Beamter in Uniform. Nachdem man mir die Mittheilung gemacht hatte, daß ich mich im unrechtlichen Besitze zweier massiv silberner Armleuchter befände, welche aus einem großen Diebstahle herrührten, forderte man mich auf, zum nächsten Polizeibureau mitzufahren und dort eine Erklärung abzugeben. Nachdem ich letzteres gethan, ohne jedoch die Wahrheit beweisen zu können, wurde mir befohlen, so lange hier zu verweilen, bis Mr. Smith von Liverpool zurückgebracht worden sei. Und ich hatte das Vergnügen, inzwischen eine Reihe von Nächten im Untersuchungsgefängniß zu verbringen.

An einem Sonnabend Morgen ward ich meinem „höchst ehrenwerthen" Schwiegerpapa gegenübergestellt, welcher bestätigte, daß die Leuchter in meinen Besitz gelangt seien, dabei ohne weiteres bekennend, daß dieselben im Hause eines Lord gestohlen worden waren und daß es einfältig genug von ihm gewesen sei, den auf denselben eingravirten Namen ihres Besitzers nicht ausgelöscht zu haben. Daraufhin wurde ich sofort wieder in Freiheit gesetzt. Meine in Smith's Notizbuch vorgefundene Adresse war die Veranlassung gewesen, daß man mich polizeilicherseits citirt hatte. Die Folge der furchtbaren Erschütterung, welche meine arme Grace erlitten, war eine langwierige Krankheit, welche die Genannte jedoch glücklicherweise überstehen sollte. Mit den zweihundert Pfund, von welchen noch etwa die Hälfte übrig geblieben war (die andere war für diverse Anschaffungen für meinen jungen Hausstand aufgegangen), bestritt ich die Kosten der Vertheidigung.

Das Ende der traurigen Affaire war, daß mein Schwiegervater zu einer langjährigen Gefängnißstrafe verurtheilt ward, doch ehe noch die Hälfte derselben verflossen, durch den Tod erlöst ward. Als Grace wieder vollständig hergestellt war, verkauften mir unsere Möbel und wanderten nach Neuholland aus, woselbst wir liebe, gute Verwandte hatten, welche uns bereitwilligst mit Rath und That unterstützten.

„Ich hatte anfänglich die Absicht, mein Domizil wieder nach London zu verlegen, doch da dies Grace's Wünschen widersprach, so hatte ich meinen Plan wieder aufgegeben. Der Himmel steht allein Denjenigen bei, welche schuldlos und gottesfürchtig bleiben, mag es sein, wer es wolle, meinte Grace. Und wer könnte ihr wohl Unrecht geben? Jetzt kennen Sie meine Geschichte. Leben Sie wohl, mein lieber Gefährte und bewahren Sie mir ein freundliches Andenken!"

Hier endete die Erzählung der Herrn Johannes M. Die Mitternachtsstunde war längst vorüber. Und da unsere Cigarren erloschen und wir müde und schläfrig waren, so wünschten wir uns gegenseitig gute Nacht und schieden von einander.

Zwei Schauspieler.

Skizze aus dem deutsch-amerikanischen Theaterleben von W. v. Schierbrand.

Wer die Beiden kannte, der wunderte sich nicht über sie. Tüchtige Schauspieler waren sie, Selbke sowohl wie Grieper, darüber herrschte nur eine Ansicht; fast zu gut, meinten Viele, für die engeren Bühnen-Verhältnisse Deutsch-Amerika's, die dem berechtigten Ehrgeiz des wahren Talents und des geklärten Könnens nicht genügend Spielraum gewährten. Vor einer Reihe von Jahren schon waren sie Beide von demselben flotten, unternehmungslustigen Theaterdirektor (der seitdem gestorben ist) von der Bühne einer deutschen Mittelstadt weg nach Amerika genommen worden, und nun waren sie noch immer hier in dieser großen Stadt des Westens — Beide wieder bei demselben Direktor. Sie hatten sich nie getrennt. Schon dreimal hatten sie's selbander erlebt, daß ihr Direktor „pleite" gemacht. Aber auch dem Vierten hatten sie, beinahe selbstverständlich, ihre bewährten Kräfte und ihre Popularität gewidmet. Kurzum, sie hatten Freud und Leid mit einander treulich getheilt während dieser zwanzig Jahre, und sie waren, wie es ja Vielen geht, die einmal das ungebundene, freiere Leben Amerika's kennen gelernt, mit dem Lande, mit dem „glorreichen Westen," verwachsen und fühlten sich dort heimisch und wohl, trotz der etwas unsicheren Salär-Verhältnisse, die beständig herrschten. Wer das Deutschthum dieser großen, aufblühenden Prairie-Metropole kennen lernte, Der lernte auch sicher diese beiden Veteranen deutscher Schauspielkunst in Amerika kennen, und wenn sich die Zwei bei Beginn jeder neuen Theater-Saison wieder vor dem Publikum produzirten, da sah man sofort, daß sie Lieblinge desselben waren, denn der Applaus, der ihnen bei ihrem Auftreten gespendet ward, der war immer spontan und gleichmäßig vertheilt.

Und doch waren die Beiden Feinde — Todfeinde. Das wußte Jedermann. Was eigentlich der ursprüngliche Grund dazu war, das hatten sie vielleicht selbst schon vergessen. Wahrscheinlich war es eine jener geringfügigen Eifersüchteleien gewesen, die nur dem Zünftigen als von Bedeutung erscheint. Aber das Gefühl war einmal da, und es war gewachsen während dieser langen Jahre, scheinbar um so mehr gewachsen, je mehr Selbke und Grieper durch die Macht der Verhältnisse gezwungen worden waren, zusammen auszuhalten. Aber vielleicht that doch der Umstand dabei etwas, daß ihre Rollen, ihre dramatischen Talente, so verschieden waren. Selbke's Fach war das der Helden, der Edlen der glücklichen Liebhaber, der Gefeierten der Erde, während Grieper stets die Bösewichte, die Intriguanten, die Hallunken darstellte — und ach, mit welcher Meisterschaft, mit welchem Verständniß! Zu Selbke's Carl Moor spielte er den Franz mit einer so raffinirten Bosheit und Niedertracht, daß den naiven Seelen im Publikum stets ein Gruseln überkam. Sein Jago zu Selbke's Othello, sein Mephisto zu dessen Faust, sein Geßler zu des Andern Tell — es waren sämmtlich Meister-Leistungen mimischer Kunst. Und in der That schien ihn die Natur besonders zu seinem Fache ausersehen zu haben, denn Grieper war von beinahe unheimlicher Häßlichkeit, während Selbke's Aeußeres die schöne Schaale einer schönen Seele zu sein schien. Und so kam es Denen, die die Beiden kannten, auch immer als etwas Selbstverständliches vor, daß Grieper nicht allein auf der Bühne, gewöhnlich ungefähr 10 Uhr Abends, abgethan ward und seinen grausen Lohn für teuflische That empfing, sondern daß er auch außerhalb der Bühne als ein bitterer, zu satirischen Bemerkungen veranlagter Cyniker galt und einsames, liebeleeres Hagestolzleben führte. Selbke dagegen war einst glücklich verheirathet gewesen. Sein Weib allerdings war jung gestorben, aber sie hatte ihm ihr jugendliches Ebenbild hinterlassen, ein reizendes, liebliches kleines Mädchen, nach der Mutter Clotilde genannt.

* * *

Wie oft schon hatten sich die Beiden insgeheim zugeschworen, das solle ihre letzte Saison zusammen sein, wenn wieder einmal ihr Verhältniß besonders unleidlich geworden war. Dies geschah gewöhnlich, wenn der Eine über den Andern künstlerisch triumphirt hatte. Einmal, als Selbke von seinen Bewunderern und Freunden, am Abend einer Aufführung, in der er den Don Carlos, eine seiner Lieblingsrollen, mit besonderem Erfolg gespielt, mit einem Lorbeerkranz bedacht worden war, da kannte der Ingrimm seines Nebenbuhlers keine Grenzen mehr, denn ihm war kaum irgend welcher Beifall gezollt worden. Als er dann in seiner Stammkneipe, dem „Goethe-Cafe" an der Bendolph-Straße, auch noch aus dem Munde eines Bekannten die Worte vernahm: „Der Selbke hat heute Abend wirklich großartig gespielt!" da brummte er vor sich hin: „Humbug! Gebutchert hat er die schöne Rolle!" und setzte sich dann, schweigend und mit zornig gefalteter Stirn an seinen Tisch, wo er den starken Punsch diesmal quartweise trank. Und wenn man ihn direkt frug über den Nebenbuhler, dann bemerkte Grieper gewöhnlich nur: „Er versteht Nichts — nur die Larve hat er, Das ist Alles. Aber freilich, für Euch Kerle spielt er noch immer gut genug!"

Merkwürdig bei Alledem war es, daß die Beiden augenscheinlich famos zusammen spielten — Einer schien dem Anderen zu inspiriren. Auf die herrische, stolze Miene, die königlichen Geberden, die dem stattlichen, schlanken Selbke so gut standen, antwortete Grieper, wie es fast immer zu seiner Rolle auch paßte, mit einer Bosheit, einem verächtlichen Haß, daß die Scene erst dadurch bewundernswerth wurde. Und wenn sich Grieper, der dürre Mensch mit dem confiszirten Gesicht, an seiner Rolle erhitzte und seinem majestätischen Gegenüber einen um so geriebeneren, vollendeten Spitzbuben entgegen setzte, wenn sich seine Züge im Haß, in ohnmächtigem Grimm verzerrten und seine kleinen, tiefliegenden Augen dabei blitzten wie Dolche, da erschütterte manchmal ein Donner von Applaus das Haus, der zum guten Theil ihm, dem Häßlichen, Mißachteten galt.

Nur wenn Grieper seinen Nebenbuhler auf der Straße sah, wie er sein Töchterlein spazieren führte, da veränderten sich seine Mienen. Dann murmelte er vor sich hin: „Glücklicher Mensch! Fast möchte ich ihn darum beneiden. Was die Kleine doch nett ist!" Und einmal, als er sie vor der Theaterthür traf, wo sie auf ihren Papa wartete, der seine Probe hatte, da kniff er die kleine Clotilde freundlich in die Wangen und lächelte sie an — wirklich lächelte. Wie viele Hagestolze liebte er die Kinder mit beinahe krankhafter Zärtlichkeit, und wenn er an das Vaterglück seines Feindes dachte, dann seufzte er jedesmal und brummte mit seiner tiefen Baßstimme dazu: „Humbug!"

* * *

Es wurde die „Tochter des Fabricius" einstudirt, ein Stück, in dem Grieper die Glanzrolle des entlassenen Zuchthäuslers spielen sollte und auf die er sich schon seit Wochen gefreut. Sein Nebenbuhler dagegen sollte die minder bedeutende Rolle des reichen Kaufmanns übernehmen. Bei der ersten Probe hatte Alles famos geklappt. Grieper fühlte sich in seinem Element. Sein Nebenbuhler würde von ihm, so hoffte er zuversichtlich, am Abend der Aufführung gründlich in den Schatten gestellt werden, und diese Erwartung verlieh dem routinirten Schauspieler besondere Freude. Dann kam die zweite Probe. Der Direktor theilte mit, daß Selbke plötzlich erkrankt sei — nicht unbedenklich, und ein Anderer mußte seine Rolle übernehmen. Finsteren Antlitzes hatte Grieper Das vernommen. „Das ist ein Streich von dem verfl.... Kerl," murmelte er dumpf. Doch man hörte auch die folgenden Tage, daß Selbke ernstlich krank sei. Ja, man fürchtete für sein Leben, so hieß es. Eine Lungenentzündung hatte ihn auf's Krankenlager geworfen, und da es ihm in seinem kleinen Logis an Bequemlichkeit fehlte, so war er nach dem „Deutschen Hospital" geschafft worden.

Am Abend der Aufführung, der ihn in seinem vollen Glanze zeigen sollte, enttäuschte Grieper seine Freunde. Steif und hölzern war sein Spiel, und seinen Gesten ermangelte jenes innere Leben und jene plastische Wahrheit, die sie sonst, wenn er mit Selbke zusammen spielte, auszeichnete. Es war, als ob die Seele aus ihm geflohen, als ob der richtige Impuls fort sei. Zweifellos war es die Abwesenheit seines Nebenbuhlers, die dies verschuldete. Die Zeitungen sprachen ihr Bedauern und ihre Verwunderung über das matte Spiel des populären Schauspielers aus. Am nächsten Tage jedoch wunderte man sich noch mehr, als es ruchbar ward, daß Grieper seinen Nebenbuhler, seinem Todfeind, im Hospital besucht hatte. Das konnte man zuerst nicht begreifen.

Und doch war es eine menschlich schöne Scene, die sich in aller Natürlichkeit dort am Bette des Todkranken abgespielt hatte.

Traurig, gesenkten Blickes hatte sich Grieper dem Lager seines alten Kameraden genähert. Der Schwerkranke, der bei vollem Bewußtsein war, hatte sich halb aufgerichtet im Bette. Als Grieper sich auf den Stuhl neben dem Bette sinken ließ, da sagte Selbke leise, in innigem Tone: „Ich wußte, daß Sie kommen würden, Grieper? Gott sei Dank!" Und Grieper, indem er einen von Thränen feuchten Blick auf das abgezehrte Gesicht seines Nebenbuhlers richtete, sagte nur: „Lieber, armer Freund!" Das war Alles. Und dann saß er dort und unterhielt sich flüsternd und im besten Einverständniß mit seinem alten Feind. Kurz vordem er ging aber ereignete sich nach Folgendes:

„Ich würde zufrieden und ruhig sterben, Grieper," sagte der Kranke leise, und als Jener mit dem Kopfe schüttelte, fügte er hinzu: „Ja, ja, ich weiß es, ich fühle es — es wird nicht mehr lange dauern, und ich stürbe ruhig, wenn die Sorge um mein Kind, mein einziges Kind, meine liebe Clotilde nicht wäre."

Und darauf hatte Grieper gesagt: „Lassen Sie mich, lieber College, diese Sorge von Ihrem Herzen nehmen. Ueberlassen Sie mir das Kind. Ich schwöre es Ihnen, ich will ihm den Vater ersetzen, soweit es in meinen Kräften steht. Sie wird der Sonnenschein meines liebeleeren Lebens sein. Ich liebe sie schon jetzt, und ich will sie so halten wie mein eigenes, theures Kind. Haben Sie Zutrauen zu mir, Selbke!"

Und der Kranke hatte seine Hand auf Grieper's Arm gelegt und hatte einfach gesagt: „So sei es, lieber, guter Freund. Ich kenne Ihr edles Herz ja seit Langem, wenn wir uns auch gegenseitig seit vielen Jahren verstellt haben. Mein Kind sei Ihnen das Pfand meines festen Vertrauens!" Und wie im Traum hatte er noch geflüstert: „Das, Grieper, ist die schönste Rolle, die Sie je gespielt."

Am nächsten Tage war Selbke todt. Wer den Mann mit dem thränenden Blick, in dem sich ein tiefer, aufrichtiger Schmerz ausprägte, hinter der Bahre schreiten sah, das Töchterchen an der Hand, Der würde in ihm wohl kaum den virtuosen Bösewicht vermuthet haben, den er wenige Tage zuvor auf der Bühne gesehen. Und wer nach dem Begräbniß in die kleine Behausung desselben Mannes getreten wäre und da gesehen hätte, wie er die kleine Clotilde in den Armen hielt und ihr blondes Lockenköpfen streichelte, so zart und lind wie eine Mutter, Der hätte erst recht nicht den alten Grieper in ihm errathen. Aber er war's trotzdem, und bis heute ist er dem Kinde ein liebevoller, zärtlicher Vater geblieben. Ueber dem Sopha aber, inmitten allerlei verwelkter und verblaßter Reminiscenzen seiner Bühnentriumphe, hängt das lebensgroße Portrait seines ehemaligen Nebenbuhlers, der Rahmen umflort.

Wer hat den Regenschirm erfunden?

Diese Frage wird wahrscheinlich nie gelöst werden. Es wird angenommen, daß dieser nützliche Gegenstand ursprünglich aus China kam. In Europa war er bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts unbekannt. Erst der englische Forschungsreisende John Hanway brachte das erste Exemplar aus dem Osten mit nach London. Das Vorurtheil gegen die Neuerung war in London so stark, daß Hanway in den folgenden Jahren nach seinem Auftreten in der Metropole sich nur unter dem Schutze der Polizei auf die Straßen hinauswagen konnte. Die Leute nannten ihn einen Verrückten, und die Straßenjungen pflegten ihm selbst im stärksten Regen pfeifend und johlend nachzulaufen. Das erste Erscheinen eines Regenschirmes in Paris brachte unter der Zunft der Sänftenträger nahezu eine Revolution hervor. Man befürchtete, daß die Erfindung der Einrichtung der tragbaren Chaisen den Todesstoß versetzen würde, was sich später bewahrheitete. Trotz der großen Opposition eroberte sich der Regenschirm langsam aber sicher die civilisirte Welt.

Gemüthlich.

Aufgeweckter Arzt: „Was fehlt Ihnen denn, daß Sie so wahnsinnig an der Klingel reißen?"

„Uns fehlt der dritte Mann zum Skat. Wollen Sie vielleicht ein paar Stündchen mitkommen!"

Nützlich.

Student (beim Herrichten der Pneumatics): „Wieder gut, daß mir das Pumpen zur Gewohnheit geworden ist."

Lenzfreuden.

Der Herr Lehrer hat halt d' Natur so gern
Und meint, bei die Kinder soll's aa' so wer'n.
„Schaugt's", sagt er dazu, „wann's Frühjahr kimmmt
Da is der Mensch glei' ganz anders g'stimmt;
Die Felder wer'n grün, die Bäum' blüah'n bald,
Die Vögerli singen draußen im Wald,
Die Luft weht mild; aus der Stubenhaft
Kimmt Alles 'raus und arbeit't und schafft,
Damit der Herbst, wann die Sens'n klingt,
Dem Landmann a' schöne Ernte bringt!...."
No, meint er d'rauf, um der Kinder ihr Hirn
Anz'eifern zum Nachdenken und Repetir'n,
„Jetzt erzähl', Hansl, warum zur Winterszeit
Sich Dein Vater so auf den Frühling freut!"
„Ja," sagt der Hansl und lacht recht schlauch,
„Weil i' halt na' koane Schuh' nimma brauch'!"

Zu viel verlaugt.

Fremder (zur Wirthin): „Aber, liebe Frau, so einen Skandal ließe ich mir in meinem Lokal nicht bieten; das ist ja unausstehlich!"

Wirthin: „Ja wissen S', ohne dem geht's nun halt einmal nit .... sonst haben s' kei' Freud'!"

Fremder: „Na, etwas läßt man sich schon gefallen, aber wie der Dicke da schreit und in den Tisch hineinhaut, das geht zu weit — den würde ich bestimmt zur Thüre hinauswerfen!"

Wirthin: „Das geht erst recht nit — das ist ja mein Mann!"

„Nicht anklopfen!"

Der Huberbauer fahrt in d' Stadt,
Er möcht gern zum Notar.
Der soll eahm 's Testament aufstelln,
Denn er is hoch bei Jahr.

Er kimmt an's Haus — geht zur Kanzlei,
Da hängt vorn an der Thür
A Schild, das man nöt klopfen soll;
Dös kimmt eahm spoaßi für.

Nöt klopfen soll man, sackradi,
Was war denn dös? — Oh mei,
Wann i nöt klopfen därf, nachher
Kimm i ja gar nöt 'nei.

Er steckt den Finger in den Mund
Und pfeift mit aller Kraft,
A Schreiber kimmt und schaut was 's giebt;
Aaf die Weis' hat er's g'schafft.

Im Lazareth.

Arzt: „Nun, mein Junge, laß mal Deine Zunge sehen."

Schiffsjunge (wegen des „Du" pikirt): „Erlauben Sie, ich bin Seemann."

Arzt: „So? Nun dann zeige eben Deine Seezunge."

Spät vom Baum der Erkenntniß genascht.

Frau: (zur Köchin): „Aber Anna, mit Ihren vierzig Jahren fangen Sie noch 'mal ein Verhältniß an?"

Köchin: „Ja! In meiner Jugend war ich so dumm, daß ich gar nit wußt, daß's a Lieb gibt. Erst seit gestern is mer das klar worden."

Ursache und Wirkung.

Student (Sohn des Gutsbesitzers zur Kousine, die sich auf dem Gute besuchsweise aufhält): „Hör' mal, Ada, wenn ich arbeite, darfst Du nicht in demselben Zimmer Aepfel essen, das stört mich. Sobald Du noch einmal einen Apfel ißt, kriegst Du zur Strafe einen Kuß."

(Acht Tage später.) Gutsbesitzer: „Diesmal scheint die Aepfelernte gering zu sein."

Frau: „Ja, denk' Dir, Ada hat allein mindestens einen Scheffel Aepfel aufgegessen.'

Durchschaut.

Richter (zur Zeugin): „Wie alt sind Sie?"

Zeugin: „In die dreißig bin ich gekommen."

Richter: „Ah, und da wollen Sie nicht wieder hinaus?"

Er weiß Bescheid.

„Ihre Frau hat eine Ohnmacht. Wollen Sie nicht nach dem Arzt schicken?"

„Nach der — Putzhändlerin wollten Sie wohl sagen?"

In der Gebirgsschänke.

Erster Gast (behaglich Hasenbraten essend): „Ja, ja, viele Hunde sind des Hasen Tod."

Zweiter Gast (seinen Teller zurückschiebend): „Aber viele Katzen retten den Hasen das Leben."

Eine Schlaue.

Frau A.: „Wie können Sie nur so einen alten Mann heirathen, er ist ja doppelt so alt wie Sie, er ist sechsunddreißig und Sie achtzehn, wenn Sie vierzig sind, ist er achtzig!"

Fräulein B.: „Himmel, daran habe ich ja noch gar nicht gedacht!"

Gute Ehe.

„Was, Du hast geheirathet?"

„Ja, aber ich bin so glücklich, daß ich mir wie ledig vorkomme."